

Woher wir kommen
Theologischer Impuls für die Visionsklausur Dekanat Linz-Mitte 27.1.2024
F r a n z G r u b e r

Das Christentum blickt inzwischen auf eine zweitausendjährige Geschichte zurück. Die erste christliche Gemeinde bildete sich nach Tod und Auferstehung Jesu um 30 n.Chr. in Jerusalem. Von Jerusalem der 30er Jahre bis Linz im Jahr 2024 verläuft nun ein Faden, der sich durch alle Jahrhunderte zieht und der sich hoffentlich auch noch lange in die Zukunft erstrecken wird. Aus institutioneller Sicht sind nämlich die christlichen Gemeinden so alt wie die antiken Besiedlungen hierzulande. Die Kirche in unserem Land zählt somit zu ihren ältesten kulturellen und religiösen Wurzeln.

Würden wir die Kirche mit einem Echo vergleichen, dann dürfen wir sagen, dass die christlichen Kirchen das Echo Jesu Christi sind. Die Gemeinden, die Kirchen, machen bis heute die Stimme Jesu hörbar. Wie jedes Echo hat auch das Echo der Kirche einen Beginn, und zwar einen Ruf, der sich als Welle, als Resonanz fortpflanzt. Wellen breiten sich aus, erfassen Räume und Zeiten, sie verstärken sich, sie interferieren, mischen sich mit anderen Wellen, löschen sich aus, werden unhörbar, pflanzen sich in anderen Medien fort usw. Wenn die Kirche der Resonanzraum Jesu Christi ist, dann ist sie kein Selbstzweck, sondern sie hat eine Dienstfunktion: die Stimme, das Leben Jesu im Hier und Jetzt hörbar, sichtbar zu machen. Die Kirche steht im Dienst Jesu Christi, und je besser es ihr gelingt, diesen ersten Impuls hörbar zu machen, umso besser erfüllt Kirche ihren Job: denn ihre Sache ist die Sache Jesu von Nazareth. Es gibt freilich viele andere Bilder für die Kirche: Das Zweite Vatikanische Konzil z.B. sprach vom Werkzeug und Zeichen (LG 1), das Neue Testament wiederum verwendet eine ganze Fülle von Bildern: Volk Gottes; Braut; Leib; Tempel; Erwählte; Heilige...

Ich habe das physikalische und musikalische Bild vom „Echo“, vom „Resonanzraum“ gewählt, weil damit anschaulich wird, worum es im Kirche-Sein, im Pfarre-Sein, im Christ- und Christin-sein geht: durch seine Existenz, durch sein Leben, durch das gemeinsame Weltgestalten einer Vision, einer Idee, einer Inspiration Raum zu geben, die wir nicht erst neu erfinden müssen, sondern die schon da ist, aber die wir durch unsere Existenz sichtbar und hörbar machen sollen.

Ich möchte die Metapher vom „Echo“ und vom „Resonanzraum“ aber nicht nur für die Kirche anwenden, sondern auch für „Jesus von Nazareth“ selbst. Jesus ist das vollkommenste Echo für die Wirklichkeit Gottes, für das Wort Gottes, so unübertroffen, dass das Neue Testament sagt, dass er selbst der Botschafter Gottes, das „Wort Gottes“ (Joh 1), das „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15) ist. Wenn wir also wissen wollen, wer wir sind, woher wir kommen, müssen wir an den Anfang gehen, als das Echo Jesu erstmals in der Geschichte erklang. Jesus selbst verstand sich als Sprachrohr Gottes, er wollte restlos ein Resonanzraum für Gott sein – das Neue Testament hat das am höchsten mit den personalen Bildern von „Vater“ und „Sohn“ ausgedrückt, um dieses innige Verhältnis, das letztlich unbeschreibbar ist, in Worte zu kleiden.

Was löste nun Jesus von Nazareth aus, dass aus seinem Leben später Kirche, die Religion des Christentums entstand? Ich werde in sieben Schritten diesen Prozess nachzeichnen.

1. Jesus bringt den Menschen seiner Zeit Gott auf neue Weise nahe

Das Judentum zur Zeit Jesu lebte politisch und gesellschaftlich in einer extrem bedrängten Situation. Die Römer okkupierten das Land, entzogen ihm Steuern und Güter, kontrollierten es mit militärischer Macht, schlugen immer wieder Rebellionen nieder, aber sie ließen dem Volk eine gewisse Autonomie, vor allem in religiöser Hinsicht. Es gab Armut, Elend, Not, aber auch Wohlstand, Reichtum, mächtige Gutsherren, es gab verschiedene religiöse Gruppierungen, die miteinander im Streit lagen. Es herrschte auch eine gewisse Endzeitstimmung, einige Strömungen erwarteten das baldige Ende der Welt. Plötzlich tritt ein junger Mann aus Nazareth auf, der in Galiläa als Wanderprediger von Dorf zu Dorf zog. Offenkundig verfügte er über therapeutische Fähigkeiten, denn er heilte Menschen, befreite sie von Besessenheiten, er ging angstfrei auf Menschen zu, die in dauerhafter Quarantäne außerhalb der Zivilisation leben mussten so wie die Aussätzigen, aber auch auf Menschen mit einem zweifelhaften Ruf wie Zöllner und Dirnen, Menschen also, die die Frommen mieden, als Sünder geächtet waren. Im Besonderen aber erzählte dieser Jesus Geschichten vom Gott Israels, die sich von anderen Predigern und Schriftgelehrten dadurch unterschieden, dass er diesen Gott als reine Gnade und Barmherzigkeit, als vergebende Liebe und Gerechtigkeit in anschaulichen Geschichten und Gleichnissen nahe brachte: Gott ist das bedingungslose Ja zum Menschen, der uns jetzt ganz nahe gekommen ist. Für Jesus ist Gott nicht der ferne, jenseits von Raum und Zeit, sondern der ganz und gar gegenwärtige Gott, die innerste Wirklichkeit des Menschen, die jeden Einzelnen kennt, so wie ein Vater, eine Mutter seine, ihre Kinder kennt. Er nennt diesen Gott „Papa“, „Abba“ und meint, ihm können wir uns vorbehaltlos öffnen und anvertrauen. Diese Nähe Gottes stellt Jesus in seiner eigenen Person, in seinem Handeln, in seiner Verkündigung dar. Er wirbt, an diesen nahegekommenen Gott zu glauben, er wirbt für Umkehr und existenzieller Neuausrichtung.

2. Jesus entdeckt Gottes Verwandlung der Welt hin zu einer durch und durch menschlichen Welt

Für Jesus bedeutet dieses Nahegekommenesein Gottes zum Menschen, zu Israel, dass damit die Welt verwandelt wird, hin zu einer neuen Welt und Zeit, die Jesus das „Königsreich Gottes“ nennt. Aber diese ganz neue Welt ist nicht unvorstellbar, Jesus stellt sich darunter jedenfalls eine ganz und gar menschlich gewordene Welt vor, in der vor allem die Leidenden, die Ausgeschlossenen, die Verfolgten, eine bevorzugte Rolle spielen. Die Seligpreisungen der Bergpredigt, ja die ganze Bergpredigt atmet diese neue Welt. Auch das Bild vom Hirten, der die verlorenen Schafe sucht, drückt Jesu Inspiration seiner Sendung aus: Gott ist der gute Hirte, der niemanden verloren geben möchte. Vor allem zielt die Verwandlung der Welt zutiefst auf die Art und Weise der Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Jesus will, dass die, die ihm folgen, fähig werden, die gewöhnliche Art der gesellschaftlichen Umgangsformen und Herrschaftsformen zu unterlaufen. Das zeigt Jesus am Beispiel der Nächstenliebe, der Feindesliebe, der Gebetspraxis, des Umgangs mit religiösen Geboten und Konventionen, an der Art und Weise der Begegnung im Alltag, wie wir uns bewerten, was wir erstreben, und so weiter. Jesu Lebensweise zielt auf eine Verwandlung

unserer Herzen und Verhaltensformen: „Bei euch soll es anders sein“, meint er... Er verlangt von seinen AnhängerInnen, dass sie seinem Lebensbeispiel folgen, dass sie selbst auch ein Resonanzraum für diesen nahe gekommenen, menschenfreundlichen, verzeihenden Gott werden.

3. Jesus wirbt nicht alleine für seine Vision, sondern begeisterte Menschen unterschiedlichster Art

Jesus ist kein Selbstdarsteller, ganz im Gegenteil: bei allem Selbstbewusstsein, das er ausstrahlte, ging er offen auf Menschen zu, fand Begleiter und Begleiterinnen aus den verschiedensten Schichten der damaligen Bevölkerung: Männer, Frauen, Fischer, Kämpfer, Geheilte, ihn vor Ort Unterstützende, kurz: er löste eine gewisse Bewegung aus in Galiläa, die man auch in Jerusalem registrierte und mit Skepsis und Argwohn beobachtete. Wir sehen schließlich eine gewisse Organisationsform dieser in der Bibelwissenschaft genannten „Jesus-Bewegung“: es gab den 12er Kreis, also das Symbol der verlorenen, jetzt aber wiedervereinigten Stämme des Volkes Israel, es scheint einen größeren Aktivistenkreis gegeben zu haben, den 72-er Kreis, Sympathisanten, Förderer und Unterstützerinnen, auch aus gehobenen Schichten. Soziologisch sind das schon die ersten Kerne der späteren Urgemeinde. Also: kein Kreis von lauter Gleichgesinnten, sondern sehr vielfältige Typen, zudem sehr „menschlich“ und alltäglich. Vor allem aber: diese Menschen lernen in der „Jesus-Schule“ eine neue Lebensform: sie erzählen von diesem nahen Gott der bedingungslosen Güte; sie übernehmen das Ethos, die Lebensweise Jesu, sie werden Ohren- und Augenzeugen der Worte und Taten Jesu.

4. Jesu Gotteszeugnis und Botschaft werden durchkreuzt und sollte für immer verstummen

Jesus trägt in seiner dreijährigen Wanderschaft letztendlich seine Überzeugung ins Zentrum Israels nach Jerusalem hinein, die Stadt mit seinem immensen Tempel als dem Heiligtum des jüdischen Volkes, die Stadt, wo die jüdische Oberschicht, der Hohepriester, der Ältestenrat und die römische Besatzung lebten und herrschten. Dort in Jerusalem verliert Jesus sein Leben, gewaltsam, hingerichtet durch den Tod am Kreuz. Die Gegner Jesu trugen den Sieg über sein Leben, sie wollten ihn zum Schweigen bringen und haben ihn aus der Welt geschafft. Der Kreuzestod durchkreuzte buchstäblich seine Vorstellung, dass Gott seine Vollendung der Welt vielleicht noch zu seinen Lebzeiten vollbringen wird. Wir können annehmen, dass Jesus sich mit diesem Todesschicksal zutiefst auseinandergesetzt hat und es auch angenommen hat. Er flieht nicht, er verrät seinen Glauben nicht, im Gegenteil, er ist bereit, dafür mit seinem Leben zu bezahlen. Wir können auch vermuten, dass Jesus selbst in eine tiefe Lebenskrise gestürzt ist, sich gefragt hat, was der Sinn seiner Sendung ist. So wie viele vor und nach ihm, wird er ein unschuldig Opfer der Gewalt. Jesus setzte vollends seine Hoffnung auf seinen Gott, aber er bewahrt ihn nicht auf wunderbare Weise vor dem grausamen Kreuzestod. Für seine Anhänger war dieses Ende ein Fiasko. Die meisten fliehen, um nicht selbst Gefahr zu laufen, in Gefangenschaft zu geraten oder umgebracht zu werden. Für die Römer ist er ein Rebell, für die religiöse Hierarchie ein falscher Prophet, ein Gotteslästerer, jedenfalls eine Gefahr, das fragile Einvernehmen mit der römischen Besatzung zu destabilisieren.

5. Gott lässt Jesus nicht verloren sein im Tod, seine Auferweckung ist Gottes neue Heilstat und der Ursprung des christlichen Glaubens

Nun passiert aber etwas, wovon wir keine direkte historische Kenntnis haben, sondern nur im Rückblick feststellen können, dass die Menschen um Jesus völlig unerwartet, aber definitiv glauben, dass dieser Jesus von Gott zum ewigen Leben auferweckt worden ist – ein Glaube, der im jüdischen Glaubensverständnis einmalig war, weil die Auferstehung der Toten als ein Ereignis galt, das erst am Ende der Welt erfolgen werde. Wenn Jesus nicht im Tod geblieben ist, dann heißt das auch, dass das Leben des Jesus von Nazareth nicht vergebens war, kein Irrtum, kein Wahnsinn, dass es in keinem Fiasko endete, sondern wirklich Gottes Echo, Gottes Antlitz im Menschsein, Gottes Wille war. Man nannte dieses Ereignis „Auferstehung, Auferweckung“ Jesu – eine neue Heilstat Gottes, sichtbar nur im Glauben, unsichtbar für Nichtglaubende. Das heißt theologisch: Gott ließ diesen offenkundig schändlich Hingerichteten nicht verloren im Tod, sondern nimmt ihn selbst in sein ewiges Leben hinein. Dieses Jesus-Bild wird sehr bald noch viel intensiver „theologisiert“: Jesus ist der erwartete Messias; Jesus ist der vor aller Zeit existierende Gottessohn; Jesus ist der Retter der Welt, der Heiland. Vor allem wird damit bestätigt, was Jesus von seinem Vater gesagt hat: dass ihm restlos vertraut werden darf. Der JüngerInnenkreis, zu dem nun auch Familienmitglieder Jesu und andere AnhängerInnen hinzustoßen, versammeln sich erneut in Jerusalem und tragen als Zeugen und Zeuginnen Jesu sein Vermächtnis in die Welt. Auf diese Weise entsteht das, was wir Kirche nennen.

6. Die Urkirche ist das geschichtliche Echo dieser Ereignisse, der Resonanzraum im Geiste Jesu Christi in Raum und Zeit

Die erste Christengemeinde, die Jerusalemer Urgemeinde, bestand aus Jüdinnen und Juden, die weiterhin ihre traditionellen jüdischen Lebensform pflegten, die weiterhin in den Tempel gingen, die Rituale und Gebote hielten. Aber darüber hinaus führten sie die Lebenspraxis Jesu weiter und glaubten an Jesus als den wiederkommenden Messias zu ihren Lebzeiten. Rasch entstehen weitere christliche Gemeinschaften in Cäsarea, Antiochien, in Kleinasien (was vor allem dem bekehrten Christen Paulus zu verdanken ist), in Rom, in Alexandrien. Es waren noch kleine Gemeinschaften, die sich in Häusern zum Gebet, zum Brotbrechen, dem Erinnerungsritual, das Jesus vor seinem Tod gestiftet hat, zum diakonischen Teilen versammelten. Natürlich wurden nun die Worte Jesu gesammelt, die Heilungsgeschichten wurden weiter erzählt, seine Passion in Erinnerung gehalten. Im Laufe der Zeit kristallisierte sich immer deutlicher ein neues Selbstverständnis dieser Gemeinschaften heraus: Ihr Ethos war geprägt vom Prinzip der Nächsten- und Feindesliebe; ihr zentraler Ritus verdichtete sich vor allem in der Feier des Herrenmahls; als Aufnahme ritus in die Gemeinschaft kam die Taufe hinzu; ihr Glaube verdeutlichte sich immer mehr im Bekenntnis zu Jesus, dem der Messias, dem Christus, dem Sohn Gottes. Aus „Jesus ist der Christus“ wird ein Eigenname: Jesus Christus. Eine geschichtliche Konsequenz dieser neuen Gemeinden ist auch, dass sie immer mehr in den Konflikt mit den jüdischen Behörden oder Synagogenvorstehern gerieten, schlussendlich trennen sich Judentum und Christentum. Stadt und Tempel Jerusalems wurden 72 n.Chr. von den Römern

zerstört, 60 Jahre später Palästina endgültig von Rom niedergeworfen. Das Christentum verbreitet sich deshalb immer mehr unter den sogenannten Heiden aus. Die Endzeiterwartung jedoch verblasst, die Christen warten immer weniger auf ein bevorstehendes Weltende, sie beginnen, sich in der Welt einzurichten.

7. Die Kirche ist seither das Echo jener Zeit des Anfangs, sie wird Institution und bleibt Bewegung, nimmt immer wieder neue Gestalt an, steht in der Spannung zwischen authentischer Überlieferung und zeitgemäßer Gestalt

Überall im römischen Reich sprießen christliche Gemeinden aus dem Boden; von Zeit zu Zeit erleiden sie tödliche Verfolgungen, bis in den Anfang des 4. Jahrhunderts hinein. Die Gemeinden wachsen, brauchen eine konkretere Institutionalisierung. Schon Anfang des 2. Jahrhunderts kristallisieren sich erste dauerhafte Amtsformen heraus: Bischof, Priester, Diakon – diese Dreier-Gruppe, legitimiert mit einer jeweiligen Weihe, übernimmt Leitung, Liturgie, diakonische Aktivität.

Gemeinderegeln entstehen, Verfahren für Aufnahme, Ausschluss, Wahlen; man hält Kontakt zu anderen Gemeinden, man sammelt Briefe, die Evangelien entstehen als feste Textgattungen zwischen 70 und 100 n.Chr. Es werden aber mehr geschrieben, als später ins Neue Testament aufgenommen werden. Es gibt Konflikte, Skandale, Spaltungen, viele verraten den Glauben in der Verfolgungszeit, viele erleiden das im 2. und 3. Jahrhundert das Martyrium, darunter viele Bischöfe. Im 4. Jh. existiert das Christentum im ganzen römischen Reich, es gibt inzwischen Tausende Bischöfe, es gibt die großen Patriarchate Rom, Antiochien, Alexandrien, dann kommt im 4. Jh. Konstantinopel hinzu. Im 4. Jh. wird das Christentum auch Staatsreligion, Kaiser Konstantin fördert die Kirche auf allen Ebenen, er privilegiert den Kirchenbau, Bildungseinrichtungen, sozial-karitative Aktionen. Er versammelt die Bischöfe unter sich und organisiert Konzilien zur Konfliktbeilegung. Diözesen werden gegründet, der Klerus darf sich der kaiserlichen Gunst erfreuen, der mit Privilegien wie Steuerfreiheit, kostenloser Benützung der kaiserlichen Reisemöglichkeiten usw. unterstützt wird. Unter Kaiser Theodosius müssen schließlich alle Beamten im römischen Staatsdienst Christen sein. Das Heidentum ist besiegt. Aber das Problem der Einheit der Kirche wird auch die kaiserliche Herrschaft nicht mehr los: die Patriarchate wetteifern untereinander, schließlich setzt sich der Bischof von Rom als Letztinstanz bei Streitigkeiten durch, ab diesem Zeitpunkt könnte man von einem Papstamt sprechen.

Jahrhundert für Jahrhundert breitet sich die Welle, die Jesus ausgelöst hat, weiter aus. In bestimmten Regionen verschwindet sie, zuerst ganz schnell in Jerusalem, später in Ägypten, in der Levante, als im 7. Jh. eine neue Religion in Windeseile den Mittelmeerraum erobert – der Islam. Das Christentum wächst unterdessen in West-, Mittel- und Osteuropa weiter. Eine neue Form des Christseins etabliert sich: die monastische Kirche. Die Benediktiner gründen in ganz Europa Niederlassungen. Für die deutschen Kaiser seit Karl dem Großen wird die Kirche zur vorrangigen Institution der Verwaltung, der Bildung, zum geistigen Dach für die vielfältigen Völker Europas. Kaiser und Papst bilden die Doppelspitze der mittelalterlichen Welt, das erste große Schisma zerreißt die Christenheit im Jahr 1054, der Bruch mit der Ostkirche, deren Zentrum Konstantinopel ist. Die römische Papstkirche dagegen kann sich eine gewisse Autonomie erkämpfen, alleine der Papst entscheidet über die Investitur der

Bischöfe. Zugleich aber orientiert sich die Papstkirche an der Macht kaiserlicher Herrschaft. Neue radikalere christliche Bewegungen entstehen, Bettlerorden wie die Dominikaner und Franziskaner gewinnen Tausende von Anhängern, genauso aber auch Frauenorden. Die Kirche breitet sich von der Stadt ins Land hinaus auf, in jeder Diözese werden Pfarren gegründet. Am Ende des Mittelalters zerreißt es die Kirche ein zweites Mal: die Reformation Martin Luthers. Nun ist auch im Westen die Kirche vielspurig geworden. Die Religionskriege im 17. Jh. vernichten beinahe Europa, der 30-jährige Krieg wird langfristig zur Geburt der Aufklärung. Inzwischen ist das Christentum durch die Kolonialisierung auf den anderen Kontinenten angekommen: Amerika und Asien. Die Französische Revolution ist ein weiterer tiefer Einschnitt im politischen und geistigen Haus Europas: Die Religionsfreiheit ist der Anfang vom Ende der Staatskirche. Die Säkularisierung setzt nochmals radikaler den Investiturstreit fort: der Staat versteht sich weltanschaulich neutral gegenüber dem Pluralismus der Weltanschauungen. Die katholische Kirche schlägt zuerst einen radikalen Weg der Antiaufklärung ein, die Kirche soll als Bollwerk gegen die vermeintlichen Verirrungen der Welt abgesichert werden: Menschenrechte, liberale Staatsverfassung, Emanzipation, politische Parteien etc. werden verurteilt. Die Katholische Kirche landet immer mehr im weltfeindlichen Eck und kann erst mit dem II. Vatikanischen Konzil eine innerkirchliche Revolution in Gang bringen: Sie entdeckt das biblische Erbe auf neue Weise, sie anerkennt die Autonomie der Welt, sie akzeptiert die Menschenrechte und erkennt sie als säkulare Übersetzungen der eigenen christlichen Werte. Aber zugleich beginnt eine Transformation, die Jahrhunderte vorher schon eingesetzt hat: das Ende der selbstverständlichen Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Noch ist unsere Kultur christlich geprägt und wird es vielfach bleiben, aber wir sind heute Zeitzeugen, dass das Christentum in einer säkularen Kultur eine ganz neue Gestalt annehmen wird nach dem Ende von Staatskirche und nun auch dem Ende der Volkskirche.

Die Welle Jesu aber, das Echo, der Resonanzraum aus der Vergangenheit, dass der menschenfreundliche Gott ganz gegenwärtig ist, sichtbar im Antlitz der Armen und Bedrängten, in den Sakramenten und in den heilsamen Taten und Worten, ist nicht verstummt, sondern sucht immer wieder neu nach Formen, wo diese Erinnerung an Jesus neu das Leben inspiriert. Es bewahrheitet sich, was die Urkirche schon erfahren durfte: *„Ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,20) „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20)* Und das Vatikanum II sagt: *„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen dieser Zeit, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger und Jüngerinnen Jesu Christi, und es findet sich nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihrem Herzen widerhallte.“ (GS1)* Ist das nicht die schönste Definition für Kirche und Christsein heute?: der Widerhall des wahrhaft Menschlichen, also das Echo Jesu, das Echo Gottes in der Welt sein dürfen. Was für eine großartige Berufung! Was für eine lohnende Vision und Inspiration!

Literaturhinweise:

Martin Ebner, Jesus von Nazaret. Was wir von ihm wissen können, Stuttgart: Verlag katholisches Bibelwerk, 2016

Gerd Theißen, Der Schatten des Galiläers. Historische Jesusforschung in erzählender Form, Gütersloh: Güterloher Verlagshaus 1. Aufl. 1986